

Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 56 (1959)

Heft: 7

Artikel: Mitmenschliche Beziehungen zwischen Alt und Jung

Autor: Probst, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-836792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Armenpfleger

MONATSSCHRIFT FÜR ARMENPFLEGE UND JUGENDFÜRSORGE
Offizielles Organ der Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz

Mit Beilage: Eidgenössische und kantonale Entscheide
Beilage zum «Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung»

Redaktion: Dr. A. ZIHLMANN, Allg. Armenpflege, Leonhardsgraben 40, BASEL
Verlag und Expedition: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI AG, ZÜRICH
«Der Armenpfleger» erscheint monatlich.

Jährlicher Abonnementspreis für direkte Abonnenten Fr. 12.—, für Postabonnenten Fr. 12.50

Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellenangabe gestattet

56. JAHRGANG

Nr. 7

1. JULI 1959

Mitmenschliche Beziehungen zwischen Alt und Jung

Von Prof. Dr. phil. *Ernst Probst* (Basel) *

An den Basler Gymnasien besteht der Brauch, daß die Schüler vom Moment des Übertritts in die Oberstufe an mit «Sie» angeredet werden. Dieser Wechsel vollzieht sich reibungslos, sofern *neue* Lehrer ein Fach übernehmen, die bisher in der Klasse noch nicht unterrichtet hatten. Hier entsteht eine völlig neue Situation, in der die neue Art des Anredens nur wenig auffällt. Das «Sie» ist nur eines der vielen Merkmale, durch das der Neuanfang gekennzeichnet ist.

Der Wechsel wird jedoch völlig anders empfunden, sofern *bisherige* Lehrer mit der neuen Anrede beginnen. Ein typisches Beispiel: In der Klasse 4c hatte man seit drei Jahren den gleichen Klassenlehrer. Er blieb als Geschichtslehrer weiter in Klasse 5c und begann dann der Tradition gemäß mit der Anrede «Sie». Am Schluß der ersten Stunde schickte die Klasse eine Delegation zu ihm, die ihn bitten sollte, mit dem Du weiterzufahren. Nach einigem Sträuben stimmte er zu und blieb beim Du bis zum Schluß.

Interessanterweise wurden zwei andere Lehrer, die ihr Fach beibehielten, nicht ebenfalls um das Du gebeten. Beide hatten schon vorher nur ihre zwei oder drei Fachstunden und waren mit den Schülern nicht ebenso vertraut geworden. Das «Sie» war hier offenbar nach dem Gefühl der Schüler der größeren Distanz angemessen.

Das Verhältnis war selbstverständlich auch dem früheren Klassenlehrer gegenüber nicht distanzlos. Im Gegenteil: Jedermann wußte, daß er Nachlässigkeiten nicht durchgehen ließ und tüchtige Mitarbeit verlangte. Er hatte sich jedoch ein besonderes Vertrauen erworben, weil er durch seine ruhige Art und sein gerechtes Urteil viel zum Entstehen eines guten Klassengeistes beigetragen hatte.

* Vortrag, gehalten am VI. Fortbildungskurs für Armenpfleger vom 25. bis 27. September 1958 in Weggis, veranstaltet durch die Schweizerische Armenpflegerkonferenz.

Auf ihn war unter allen Umständen Verlaß, und das Gefühl des Geborgenseins konnte besser bewahrt werden, wenn er nicht zu einer distanzierten Anrede überging. Die Bitte der Schüler war ein Ausdruck des Respekts, den sie ihm entgegenbrachten.

Wer als Unbekannter neuen jungen Leuten gegenübertritt, kann nicht immer wissen, welcher Umgangston von ihm erwartet wird. Es kann sein, daß er danebenhaut, wenn er einem kindlich aussehenden Achtzehnjährigen Du sagt; aber es kann ebenso schief herauskommen, wenn er zum «Sie» greift. Im ersten Moment kann man sich über die Erwartungen des jungen Menschen täuschen. Nie kann jedoch ein Zweifel darüber bestehen, daß ein junger Mensch von einem älteren von Jahr zu Jahr eine größere Distanziertheit erwartet.

Dieser Wunsch tritt nicht erst in der Pubertätszeit hervor. Eine Gotte, die ernst genommen sein will, kann mit dem vierjährigen Vreneli nicht in den gleichen Tönen reden wie mit dem zweijährigen. Das Kind würde eine Geringschätzung heraushören, wenn es wie ein «Buschi» behandelt würde, das noch nicht gehen und noch wenig und unvollkommen reden kann. Es wäre in seiner Selbstachtung verletzt. Vorläufig wird es zwar noch nichts dazu sagen. Wenn es jedoch in das Alter des Schuleintritts kommt, beginnt es sich auch in Worten dagegen zu wehren, wenn man es nicht seiner Reife entsprechend behandelt. So kommt es zum Beispiel vor, daß ein Erstklässler plötzlich erklärt, «ich bin nicht mehr der Fritzli, ich bin der Fritz».

Jeder Mensch steht an seinem besonderen Platz, und jedem gebührt die Achtung, die seiner Person und seiner Stellung angemessen ist. Dieses Grundgefühl ist auch dem Kinde eigen. Darum erwartet es, daß auch die Erwachsenen ihrer Stellung entsprechend angedet und behandelt werden. Diese Erwartung kommt manchmal in recht drolliger Weise zum Ausdruck – wie zum Beispiel bei jenem Büblein, das auf die Frage, ob der Papali daheim sei mit den Worten reagierte: «Mir hei nid e Papali; mir hei grad e rächte Vatter». Es hatte das Bild einer Nachbarsfamilie vor Augen, in der die Anrede Papali üblich war. Jener Papali war aber ein hilfloses Männlein, das sich offensichtlich weder seiner Frau noch seinen Kindern gegenüber durchzusetzen verstand.

Das Kind sieht die Menschen seines Lebenskreises in einer *Rangordnung*. Es erwartet, daß es selber und daß jeder andere dieser Ordnung entsprechend behandelt wird. Deshalb bleibt es immer eine Illusion, wenn gewisse Eltern behaupten, sie seien die Kameraden ihrer Kinder. Die Kinder sehen die Unterschiede genauer, manchmal sogar in einer beträchtlicheren Vergrößerung. Der Vater soll sich nicht in Turnhöschen zeigen, das Kind will nicht, daß er aus seiner Rangordnung heraustritt. Er soll nicht aussehen wie ein überdimensionierter Schulbube. Der Mutter wird etwa gesagt: «Gelt, Du kommst nicht an den Schulbesuchstag mit gefärbten Lippen und mit dem eleganten Visitenkleid. Du mußt aussehen wie eine richtige Mama.» Das gleiche Mädchen hat nichts dagegen, wenn sich die Mutter für eine Einladung schön macht. Dort paßt sie dadurch wieder in die Rangordnung ihres Bekanntenkreises hinein. Am Schulbesuchstag soll sie aber wieder jenem Mutterbild entsprechen, das der durchschnittlichen Erwartung der Klasse entgegenkommt. Die Eltern bleiben in der Rangordnung immer «Ältere», die sich ungeziemlich benehmen, wenn sie Jugendlichkeit vorspielen wollen.

Genau dasselbe gilt auch für andere Erwachsene. Sie sollen wissen, wer sie sind, und sie sollen sich entsprechend benehmen, sonst ist das Einvernehmen gestört. Das spüren leider viele nicht, die mit Kindern umzugehen haben. Der Arzt, der glaubt, er könne ein ängstliches Kind im Schulalter am besten beruhigen,

wenn er sagt: «Chumm Spätzli, mach ds Schnäbeli uf, zeig mer ds Züngli», irrt sich gründlich. Wer im Ton so daneben greift, wirkt als unaufrichtig. Warum versteckt sich dieser erwachsene Mann hinter Worten, die vielleicht einem Dreijährigen gegenüber angebracht wären? Nimmt er sich oder nimmt er mich nicht ernst? Wann wird dann plötzlich das Unangenehme hereinbrechen, das man vor mir verbirgt?

Das Vertrauen wird dann am ehesten erweckt, wenn man dem jungen Menschen nichts vormacht. Ein Erwachsener soll wirken wie ein gereifter Mensch. Er enttäuscht, wenn er eine unangemessene Würde oder Macht vorspielt, und er enttäuscht ebenfalls, wenn er sich in die Rolle eines Jugendlichen oder eines besorgten Onkels begibt. Das Theater wird durchschaut. Es kann so weit kommen, daß ein Kind beim Weggehen zu seiner Mutter sagt: «Gäll, zu däm ohnmächtige Ma mueß i nie meh!»

Güte liegt nicht im onkelhaften Benehmen. Güte muß ohne Theater von einem Menschen ausstrahlen, wenn sie wirken soll. Das Vertrauen wacht dann am ehesten auf, wenn der Erwachsene sich so gibt, wie es der realen Situation angemessen ist. Der jüngere Mensch sieht in ihm nie den Alterskameraden und nie den nahen Verwandten oder Bekannten, wenn er es nicht wirklich ist. Das darf man nicht übersehen. Sachlichkeit, von menschlicher Wärme getragen, wirkt am wenigsten verdächtig. Auch der junge Mensch will wissen, woran er ist.

In den Sprechstunden der Fürsorger und der Erziehungsberater muß oft über Dinge gesprochen werden, die niemand gerne preisgibt. Es ist deshalb oft noch schwerer als in einer ärztlichen Konsultation, die erforderliche Atmosphäre des Vertrauens herzustellen. Ein falsches Wort oder ein unrichtiges Einschätzen der Verhältnisse kann da die Situation rettungslos verderben. Ein Beispiel aus der eigenen Praxis mag das illustrieren: Jürg war schon zweimal mit seiner Mutter in der Sprechstunde. Durch seine Unruhe und durch seinen Mangel an Konzentration hatte er die Nerven seines Lehrers zu stark in Anspruch genommen, und durch seine Reizbarkeit, verbunden mit heftigen Reaktionen gegenüber den relativ harmlosen Fuxereien der Kameraden hatte er es mit seinen Kameraden verdorben. Wir versuchten zunächst, alles wieder ins richtige Geleise zu bringen, aber die Verhältnisse wollten sich nicht bessern. In der dritten Besprechung wurde dann versucht, Jürg für den Übertritt in eine Beobachtungsklasse zu gewinnen. Es wurde ihm gesagt, er käme dann zu einem netten Lehrer, der ihn nicht anbrüllen würde und zu Kameraden, mit denen er das Zusammenleben neu probieren könnte. Von diesem Moment an war er verstockt. Er gab nur noch mürrische Antworten und brach dann in einen Weinkrampf aus. Hintendrein stellte es sich dann heraus, daß ihm mit der Beobachtungsklasse *gedroht* worden war. Lehrer und Eltern hatten ihm gesagt, dort würde man ihn dann schon richtig in die Zange nehmen, so daß er nicht mehr auskneifen könne. Es brauchte ein halbes Jahr, bis seine Eltern und er für den Übertritt in die Kleinklasse gewonnen werden konnten.

Ähnlich mag es schon manchem Fürsorger und mancher Fürsorgerin ergangen sein, wenn eine – wenn auch nur vorübergehende – Versetzung in ein anderes Erziehungsmilieu vorbereitet werden sollte. Eine Zeitlang schien es, als ob sich alles auf besten Wegen befinde, dann trat aus vorläufig unersichtlichen Gründen ein völlig anderes Verhalten von Eltern und Kind ein. Die Meinung, man habe nicht ehrlich alles gesagt, was nun zu erwarten sei, hatte die Vertrauensbasis zerstört. Mit großer Mühe mußte man dann versuchen, den Grund des Mißglückens herauszufinden und die Maßnahme von neuen Voraussetzungen her wieder anders vorzubereiten.

Irreparabel wird oft der Schwund des Vertrauens, wenn im Eifer des Gefechts vor dem Kind etwas Unangenehmes oder gar Ehrenrühriges über seine *Eltern* gesagt wird. Es ist dann nicht nur das Ehrgefühl des Kindes, sondern auch der Familienstolz verletzt. Ein Fremder hat da nicht hineinzureden, selbst wenn das Kind gegen seine Eltern oft revoltiert hat. Die Ehre der Familie ist etwas, das selbst in schlimmen Fällen von allen Zugehörigen als unverletzbares Gut betrachtet wird. Wer ihr gegenüber nicht die gebotene Zurückhaltung wahrt, hat wenig Aussicht, mit Kind und Eltern ins Einvernehmen zu kommen.

Friedrich Theodor Vischer sagt in seinem – heute wenig mehr beachteten – Buche «Auch Einer»: «Das Moralische versteht sich von selbst». Es ist ein humoristisches Buch, in dem er diesen Satz geschrieben hat, aber es verrät eine weise Einsicht in das praktische Leben. Jedermann weiß oder glaubt zu wissen, was recht und was unrecht, was erlaubt und was verboten ist. Die Ansichten wechseln zwar von Familie zu Familie, aber in jeder wirken ein paar Grundsätze, die ohne Diskussion Geltung haben. Wer von außen her in Frage stellt, ob diese Grundsätze auch allgemein Geltung hätten, verletzt einen festgefahrenen Glauben, der als unantastbar empfunden wird. Es sieht dann so aus, als ob die ganze Familie mitsamt ihrer Tradition etwas Minderwertiges wäre, wenn von außen her verurteilt wird, was dort als selbstverständlich gilt.

Über Moralisches kann man deshalb mit Unbekannten nur so lange unverletzend reden als man innerhalb der auch von ihm anerkannten Grundregeln bleibt. Fragend und abtastend läßt sich manchmal der bestehende Ehrenkodex recht gut erfassen. Fragend, aber nicht im Tone des Vorwurfs, mag man wohl auch zu erkennen geben, daß man nicht alles ohne weiteres billigt. Doch bleibt es immer gefährlich, von den eigenen Vorstellungen her frisch und munter zu kritisieren.

Erwachsenen gegenüber darf man manchmal recht vieles sagen, wenn erst einmal ein guter Kontakt vorhanden ist. Jugendliche dagegen sind in ihrem Ehrgefühl viel verletzlicher. Sie spüren selber, daß sie den Ansprüchen gegenüber nicht immer genügen, die sie an andere oder auch etwa an sich selber stellen. Sie haben sich schon oft über ihr Versagen geärgert und wollen es dennoch nicht wahr haben, daß sie so unvollkommen sind. Jeden Hinweis auf ihr Ungenügen empfinden sie deshalb als eine Geringschätzung ihrer Persönlichkeit. Sie sind an der Stelle getroffen, an der sie nach dem Dichterwort «sterblich sind».

Jungen Menschen im Alter der Pubertät gegenüber ist es besonders schwierig, in jedem Moment die richtigen Worte zu finden. Die Heranreifenden sind vorläufig nicht zu einer Einheit gefügt. Ihre Impulse wechseln, nicht nur von Tag zu Tag, sondern manchmal von Stunde zu Stunde. Bald treibt es sie, mit kleinen Kindern und wie kleine Kinder zu spielen, und bald reden sie wieder über Probleme, die selbst von Erwachsenen nur schwer zu bewältigen sind. Beides ist echt, weil beides dem Zustand ihrer Entwicklungsstufe entspricht. Man sollte nur in jedem Moment wissen, was gerade obenauf ist, das kindliche oder das erwachsene Streben.

Dazwischen treten dann wieder jene Perioden, in denen die *Selbstverteidigung* des Pubertierenden im Zentrum steht. Er bäumt sich dagegen auf, als Kind behandelt zu werden. Nach seinem Gefühl ist er ein «kommender Erwachsener», der darauf Anspruch hat, anerkannt und respektiert zu werden. Die «Alten», die etwas von ihm wollen, seien es Eltern, Lehrer, Meister oder Fürsorger, sieht er in solchen Momenten als Menschen, die nicht auf der Höhe der Zeit stehen. «Sie verstehen mich nicht», hört man etwa, «sie meinen, es müsse noch immer alles so weiter-

gehen, wie es vor vierzig Jahre war». Kürzer gefaßt lautet dieser Gefühlsausbruch zur Zeit häufig: «Ihr seid halt noch vom letzten Jahrhundert».

Die Pubertierenden wissen zwar im Hintergrund sehr wohl, daß die Erwachsenen auf Grund ihrer Reife und ihrer Erfahrungen oft recht haben. Aber sie bäumen sich auf gegen diese Überlegenheit, der gegenüber sie doch manchmal recht hilflos sind.

Die Erregung der Trotzenden hat eine große Ähnlichkeit mit einem Rausch. Auch der Berauschte weiß ja wohl, was schicklich und was unschicklich ist, aber sein Zustand treibt ihn aus der Besonnenheit hinaus. Man kann mit ihm wieder vernünftig reden, wenn der Rausch verflogen ist, und auch der Trotzige wird nach dem Verklingen seiner Ekstase wieder für vernünftige Überlegungen zugänglich.

Mit Berauschten und mit Vertrotzten soll man deshalb nicht diskutieren. Sie wollen nicht hören und sie können in der Erregung nur eingleisig denken. Wenn die Geduld des Erwachsenen ihnen gegenüber reißt, ist die Situation ganz verdorben. Es schreien sich beide an und keiner will den anderen hören. Der Umgang mit Sechzehnjährigen kann für erregbare Väter und Mütter zu einer schwer ertragbaren Tortur werden.

Wir Erwachsene sind wohl gereifter als die Jungen, aber unsere Reife ist keine vollkommene. Es brechen auch bei uns immer wieder Impulse hervor, die ihrer Natur nach eher in eine frühere Lebensperiode passen würden. Im Umgang mit Jugendlichen stehen wir fortwährend in einem Examen, in dem das Maß der Selbsterziehung zutage tritt.

Zum Schluß noch eines: Es ist kaum jemand so überlegen und so selbstsicher, daß er in jedem Moment seine Ruhe zu wahren weiß. Wenn uns aber der Geduldsfaden wieder einmal gerissen ist, wollen wir den Fehler nicht beim Jugendlichen suchen. Der größere Teil der Verantwortung liegt bei uns, weil wir in der Position der Erzieher stehen. In ruhigen Momenten müssen wir uns immer wieder darüber Rechenschaft geben, wodurch die Jugendlichen in ihre periodische Oppositionshaltung hineingeraten.

Sie sehen in uns die Machthaber, die ihrem Bedürfnis nach Unabhängigkeit im Wege stehen. Sie möchten in unsere – von ihnen überschätzten – Machtposition hineinrücken, und da sind wir ihnen im Wege. Sie sehen in großer Schärfe, was wir wirklich oder vermeintlich falsch machen und haben die mehr oder weniger bewußte Absicht, alles besser zu machen, was wir falsch gemacht haben. Sie versuchen auch gelegentlich in heroischen Anläufen, über die inneren und äußeren Schwierigkeiten hinwegzukommen. Bei diesen Versuchen erweist sich aber immer wieder ihr Ungenügen, und diese Enttäuschungen sind nicht leicht zu ertragen. Das Gefühl des Versagens steigert die ohnehin vorhandene Reizbarkeit, die schließlich zur Explosion drängt.

Daneben bleibt die Pubertätszeit immer auch die Zeit der Idealbildung. Jede Generation will neu überprüfen, was unzulänglich ist und Besseres schaffen. Es wäre falsch, wenn wir den «Revolutionären» zu oft und zu deutlich zu verstehen geben würden, daß wir an ihren Erfolg nicht so ganz glauben. Sie würden uns nur als Bequemgewordene ansehen. Ihr Glaube an eine «bessere Zukunft» gibt ihnen die Kraft, einmal wenigstens das zu tun, was ihnen möglich ist. Die Enttäuschungen, die zu erwarten sind, können wir ihnen nicht ersparen.

Unsere Zurückhaltung im Bekanntgeben von Weisheiten des Alters wird es uns erleichtern, mit ihnen ruhig und sachlich über die realen Schwierigkeiten des Alltags zu reden, mit denen sie fertig werden sollen.